

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 19.

Mittwoch, 20. Januar

1932.

Mord ohne Mörder.

Von Kurt Juhn.

(3. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Tuder war ziemlich ratlos. Er dachte lange nach. Dann fragte er:

„Wann entschlossen Sie sich, die heutige Opernvorstellung zu besuchen?“

„Sehr richtig“, nickte Grunt, „das ist der Punkt, der mir am rätselhaftesten an der ganzen Affäre scheint. Woher wußte der Mensch, wo er mich finden kann? Er muß mich den ganzen Tag verfolgt haben! Ich entschloß mich nämlich erst nachmittags gegen drei Uhr zum Opernbesuch. Die Karten ließ ich mir vom Kartenbüro Brown bringen. Dann rief ich meine Braut an und sagte ihr, daß ich Karten hätte.“

„Das ist phantastisch!“, murmelte Tuder. „Wie rasch der Junge Bescheid wußte. Er gibt an, daß er um viertel sechs abends in London eintraf. Er wurde nämlich erst heute vormittag aus Dartmoor entlassen.“

Grunt machte eine überraschte Bewegung.

Tuder nickte.

„Ja. Darüber habe ich auch gestaunt. Sonst war aus dem Burschen wenig herauszuholen. Er war nicht dazu zu bringen, auch nur die geringste Andeutung über ein Motiv zu seiner Handlungsweise zu machen. Ich brachte nur heraus, daß er heute vormittag aus dem Gefängnis entlassen worden war, und daß er abends in London ankam. Alles andere waren dumme und kindische Drohungen.“

„Wie? Er drohte wieder?“

„Jawohl. In kindischer Art. Er meinte, er werde Sie zu treffen wissen, auch wenn man ihn hinter meterdicke Kellerwände sperren würde.“

Grunt schlug die Hände langsam und lautlos zusammen. Es war eine Geste, die sein absolutes Unverständnis der Sache ausdrücken sollte. Nach einer Pause fragte er:

„Sagen Sie, Inspektor. Haben Sie den Mann hier im Hause? Könnte ich ihn in Ihrer Gegenwart sprechen?“

Tuder blickte interessiert auf.

„Ja. Ich habe ihn noch hier gelassen. Bitte, ich kann Ihren Wunsch erfüllen. Ich muß ehrlich sagen, daß ich mich überhaupt nicht auskenne. Die einzige Erklärung, die mir möglich schien, war, daß Haslin wahnsinnig ist, und man es nur früher nicht bemerkt hat.“

Er drückte auf einen Knopf. Wenige Sekunden später trat ein Uniformierter ein.

„Lassen Sie den Burschen aus der Oper noch einmal vorführen. Aber...“

Tuder wandte sich zu Professor Grunt.

„Wenn er Sie wieder sieht, wird er toben.“

Er setzte seinen Befehl fort:

„Aber lassen Sie ihn mit zwei Leuten vorführen. Ich habe Spektakel in meinem Zimmer nicht gern.“

Grunt klopfte nervös mit den Fingern auf die Tischplatte und sah oft nach der Tür.

Endlich vernahm man schwere Tritte. Von zwei bärenhaften Polizisten geführt, trat Bill Haslin ein.

Erst sah er nur Tuder und trug eine völlig gleichgültige Miene zur Schau. Dann fiel sein Blick auf Grunt.

Augenblicklich schollen Zornesadern auf seiner Stirn, und er zerrte mit aller Kraft an den Händen, die ihn festhielten. Dann, als er sah, daß die Anstrengungen vergeblich waren, ließ er davon ab. Höhnisches Grinsen verzerrte sein Gesicht, und seine heisere Stimme machte sich grölend Luft:

„Schmutziges Schwein du. Und wenn du dich von allen Blauen des britischen Reiches bewachen läßt, ich werde dich dennoch treffen, ins Herz treffen und ins Mark.“

Tuder hatte einen Einsall und beugte sich zu Grunt. Er flüsterte ihm leise ins Ohr:

„Kennt er vielleicht Ihre Braut von früher?“

Grunt fuhr zusammen. „Mary? ... Vielleicht vom Film her!“

Er zuckte ungläubig mit den Achseln.

Oberinspektor Tuder überlegte einen Augenblick, dann fragte er:

„Haslin! Kennen Sie Miß Mary Weel?“

„Wen?“ fragte der Häftling lauernd, „ob ich wen kenne?“

„Miß Mary Weel, die Braut des Herrn Professors Grunt!“

Bill Haslin sah finster von Tuder zu Grunt und zog die Unterlippe nachdenklich über die Oberlippe.

„Meinen Sie das Weibsbild, mit dem er dort war?“

Tuder nickte stumm.

Haslin gab keine Antwort, sondern kniff die Augen langsam zu.

Der Ausdruck seines Gesichtes veränderte sich plötzlich. Es war das Aufleuchten unverhohlenen Triumphes. Er lachte gellend auf. Dann sagte er nicht sehr laut, aber doch so deutlich, daß es alle vernahmen:

„Deine Braut, Kanaille! Jetzt weiß ich, wie ich dich ins Herz treffe ... jetzt weiß ich, wo man dich packen muß!“

Mit einem Male brüllte er auf:

„Morgen! Morgen erwürge ich sie!“

Grunt war aufgesprungen. Sein Gesicht war blutleer, und er zitterte. Dann faßte er sich und flüsterte:

„Ein Wahnsinniger! Sicher! Ein Wahnsinniger! Man sollte ihn vor die Psychiater bringen, Herr Oberinspektor! Mir ist es kalt über den Rücken gelaufen!“

Tuder nickte und winkte den Polizisten, den Mann wieder abzuführen.

„Ein Wahnsinniger, bestimmt, aber einer von denen, die eine Methode haben. Ich lasse ihn morgen in Untersuchungshaft, und übermorgen wird er psychiatriert. Klug bin ich aus der Sache nicht geworden. Es hörte sich an wie das Kapitel eines Schauerromans. Aber eins ist sicher! Angst müssen Sie nicht haben, solange der Kerl hinter eisernen Riegeln sitzt. Und wenn er immer draußlos droht, wird er bis an sein Lebensende in Haft bleiben.“

Grunt erhob sich müde und angegriffen.

„Nicht hat die Sache sehr mitgenommen. Eigentlich tut mir der arme Teufel leid. Wir sind leider noch nicht so weit, in den Gehirnwindungen der Menschen lesen zu können. Bei dem gäbe es bestimmt eine absonderliche

Rektüre . . . Ich gehe, Herr Oberinspektor. Ich erkundige mich übermorgen nach dem Resultat der Untersuchung. Auf Wiedersehen!"

Ein Häftling phantasiert.

Haslin wurde ins Polizeigefangenenhaus gebracht. Er teilte seine Zelle mit einem Taschendieb und einem Einbrecher, die am gleichen Abend eingeliefert worden waren.

Während die beiden interessante Fachgespräche führten, saß Haslin stumm und teilnahmslos da.

Die andern legten sich bald auf ihre Holzpritschen und schlummerten ein. Haslin saß noch lange vor dem Tisch und hielt die Hände gegen die Stirn gepreßt. Es war zwei Uhr nachts, da bemerkte der wachhabende Posten durch das Schlüsselloch den Sitzenden und hieß ihn schlafen gehen.

Als seine Zellenkameraden am nächsten Morgen erwachten, saß der sonderbare Kauz schon wieder vor dem Tisch und starrte stumm vor sich hin. Wenn sie ihn anriefen, gingen seine Blicke verglast über sie hinweg ins Weite. Er antwortete nicht.

Stundenlang saß er so. Als man das Essen brachte, rührte er es nicht an.

Auch der Nachmittag verging, ohne daß er auch nur den geringsten Anteil an seiner Umgebung genommen hätte.

Abends gegen sieben Uhr wurde er unruhig und begann, mit aufgeregten Schritten rastlos Promenaden durch die Zelle zu machen.

Auf einmal fing er gellend zu schreien an. Er hatte Schaum vor dem Mund und stürzte zu Boden.

Der Beschliefener kam, sah den Daliegenden und eilte um ärztlichen Beistand.

Der Polizeiarzt vom Dienst war bald zur Stelle. Ein nervöses, kleines Männlein mit durchdringenden Augen und langen Spinnenarmen.

Er brachte den Bewußtlosen bald zu sich und ließ ihn auf die Pritsche heben.

Haslin lag da und ließ seine Blicke düster im Kreise gehen.

"Wo haben Sie Schmerzen?" fragte der Arzt, der nicht viel Zeit verlieren wollte.

Aber der Häftling gab keine Antwort. Er ließ seine Blicke kreisen und atmete keuchend. Plötzlich erhob er den Oberkörper und streckte die Hände hoch in die Luft.

Dann sagte er langsam und gemessen, während seine Augen ihre unruhigen Bewegungen ließen und starr geradeaus gerichtet waren:

"Ich . . . gehe . . . durch die . . . Wand . . . weit weg . . . weit weg . . ."

Der Polizeiarzt stand verduht vor ihm und hörte überrascht zu.

Haslin hatte die Augen weit aufgerissen, seine Stimme erhob sich zu gurgelndem Schreien:

"Ich bin . . . am . . . Ort . . . Zimmer . . . zwei Bilder . . . runder Tisch . . . mit Glasplatte . . . eine Uhr mit . . . Schwan . . . schlafende Frau . . ."

Das Gesicht des Phantasierenden war verzerrt und gespenstisch drohend. Dann griff er fest in die leere Luft und preßte sie mit großer Anstrengung zusammen. Er kämpfte mit einem unsichtbaren Körper und schlug um sich.

Er brüllte auf:

"Erwürgt . . . hahaha . . . erwürgt . . ."

Und schlug besinnungslos zusammen.

Nach fünf Minuten hatte ihn der Arzt zum zweiten Male zu sich gebracht.

Er blickte ruhig und staunend um sich und fragte ganz leise:

"Wie spät ist es, Doktor?"

Die Frage verwirrte den Mann ein wenig. Aber er zog die Uhr und sagte gehorsam:

"In drei Minuten acht Uhr!"

"Acht Uhr", wiederholte Haslin, "acht Uhr . . ."

Er bekam einen Lachkrampf, der eine lange Minute anhielt.

"Wo war ich jetzt, Doktor?"

"Immer hier, guter Freund!" erwiderte der Arzt, dem es nun ganz klar geworden war, daß der Häftling verrückt war.

"Immer hier . . . immer hier . . .", wiederholte Haslin und setzte die seltsamen Worte hinzu, "und können Sie das beschwören?"

"Kann ich!" sagte der Arzt und wandte sich an den Beschliefener: "Es geht ihm schon besser. Ich gehe. Schließen Sie wieder zu!"

Der Taschendieb und der Einbrecher hatten einen unruhigen Abend. Ihr Zellengefährte lag auf seiner Pritsche und sicherte ununterbrochen.

Ein Graukopf stellt eine Frage.

An diesem Tage hatte Professor Grunt seine Braut um halb fünf Uhr nachmittags aufgesucht und blieb bis gegen dreieinviertel sieben. Um diese Zeit mußte er fort, denn für halb acht war eine gefährliche Operation angelegt, die er persönlich ausführen mußte.

Als er im Arzezimmer eintraf und den Operationsfittel anlegte, waren seine beiden Assistenten, Howard und Field, schon bereit.

Eben wollte er aus einem Schrank ein Paar neue Gummihandschuhe auswählen, da steckte der noch junge, doch schon grauhaarige Professor Sinclair den Kopf durch die Tür. Sinclair war ein guter Freund Grunts, ein bedeutender Universitätslehrer, der ab und zu im Queen-Viktoria-Spital Operationen ausführte.

"Hallo, Henry, Zeit heute abend? Es gibt einen netten Poker bei mir."

Grunt war als der beste und ruhigste Pokerspieler bekannt, und seine Vorliebe für dieses Spiel war groß.

Er überlegte einen Augenblick, bis er sagte:

"Möchte gern, Fredy. Warte, ich will Mary anrufen."

Er ging an den Apparat, der neben der Tür hing und ließ sich mit Mary verbinden.

"Hallo, Mary? Grüß dich Gott, Darling. Eben ist der böse Verführer Sinclair bei mir und will mich zu einer Pokertour verlocken . . . nicht böse? Nein? . . . ich komme morgen gegen zwei Uhr . . . ja, natürlich, Kindchen, ich gehe nachts nachher wieder arbeiten . . . Ich will ja fertig werden, aber Poker, du weißt doch . . . selbstverständlich . . . gute Nacht, Darling, gute Nacht!"

Er wandte sich zu Sinclair, der noch immer zwischen Tür und Angel schwebte:

"Ich komme, Fredy!"

Grunt suchte endgültig ein Paar neue Gummihandschuhe aus dem Fach aus und ging den Assistenten voran ins Operationszimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Die gute, alte Zeit.

Das Töchterlein redete ungefragt,

Da hat die Mutter zu ihm gesagt:

"Die neue Mode gefällt mir nicht,

Daß die Jugend jetzt vor dem Alter spricht,

Zu unserer Zeit redeten erst die Alten,

Wir Jungen hatten den Mund zu halten;

Wohin wenn man unsere Meinung begehrte,

Dann sagten wir sie, nicht umgekehrt."

Da schlich die Tochter zur Großmama:

"War's wirklich so, wie die Mutter sagt, ja?"

Großmütterlein wiegte ihr greises Haupt:

"Ganz freilich nicht so, wie sie es glaubt,

Auch damals wußt's nicht die Henne allein,

Oft wollte das Ei schon klüger sein!

Das mit der Bescheidenheit war nicht so heiß,

Und die Jungen waren auch naiverweh.

In meiner Jugend freilich, oh ja,

Da war es ganz anders!" schloß Großmama.

Da streichelt der Schelm ihr liebes Gesicht,

Und küßt und herzt sie, lacht hell und spricht:

"Ach, Großle, wer weiß, was dein Mütterlein sagte,

Wenn es noch ginge, daß man es fragte!"

Sella Wiska

Eine Ministerkrise in X.

Von H. J. Magog.

Minister Bawrey ging voller Neugier aus Telephon. Er war gespannt auf die mythische Dame, die ihn dringend zu sprechen wünschte und die nur ihm persönlich ihren Namen nennen wollte.

„Hallo!“ rief er erwartungsvoll. Vom anderen Ende der Leitung ertönte die melodische Stimme der Frau Sennery, die ihn sehr überraschte und zugleich unsagbar erfreute. Sein Gesicht erhellte sich, als er das folgende hörte: „Hallo, Ezzenz, höre ich Sie wirklich nicht?“

„Aber nein, nicht im geringsten!“ protestierte Ezzenz, indem er sich höflich vor dem Apparat verbeugte und ihn anmutig anlächelte. „Sie werden mich nie hören, kleine Frau! Sie wissen doch, welche große Freude es für mich ist, Sie zu hören ... und Sie zu sehen, was leider jetzt nicht der Fall ist. Doch bin ich glücklich, wenigstens ihre liebe Stimme hören zu dürfen!“

„Ihre Worte klingen dermaßen überzeugend, daß ich geneigt bin, ihnen zu glauben. Ich bin wirklich gerührt!“ flüsterte Frau Sennery.

Als Bawrey dies vernahm, geriet er in einen solchen Glücktaumel, daß er beinahe den Hörer aus der Hand fallen ließ. Eigentlich hätte Minister Bawrey standhafter sein müssen; zwanzig Jahre parlamentarischer Tätigkeit, mehr als die Hälfte davon in verschiedenen Ministerien zugebracht, hätten ihn gegen derlei kleine Schwächen immun machen müssen. Ja, man kann eben ein erfahrener Minister sein und in der Liebe dennoch ein Primaner bleiben.

Denn hier handelte es sich um eine wirkliche Liebe, wenigstens seitens Bawreys, der im geheimen ganz hoffnungslos in die betörend schöne Frau Sennery verknallt war. Sie glich einer Porzellanpuppe und war anziehend wie eine Sirene. Außerdem hatte sie den Reiz und auch den Nachteil eines makellosen Rufes.

Wer war ihr Mann? Eine nichtssagende Persönlichkeit, den das allgemeine Wahlrecht zum Kollegen Bawreys im Parlament gemacht hatte. Bawrey wußte nicht einmal, zu welcher Partei er gehörte und welche Stadt er als Abgeordneter vertrat. Ihn interessierte nur Frau Sennery, die ihm auf einem offiziellen Empfang durch ihre Schönheit und Jugend aufgefallen war. Er ließ sich ihr vorstellen, und von diesem Tage an suchte er eifrig jede Gelegenheit, ihr zu begegnen; deutlich gab er ihr zu verstehen, was er für sie empfand. Ach, wenn sie meine Gefühle erwidern wollte, dachte er, von welchem großen Nutzen könnte ich dann ihr und ihrem Gatten sein.

Aber Frau Sennery dachte nicht daran, ihn mit ihrer Gunst zu beehren. Sie nahm die verfohlenden Anspielungen des verliebten Ministers mit entnütigender Zurückhaltung entgegen. Und jetzt plötzlich ruft sie ihn aus Telephon, spricht mit ihm so herzlich wie noch nie. Langsam gleitet ihr Gespräch in das ihm bisher so streng verbotene Gebiet der Liebe hinüber. Oh, war das nicht geradezu ein unerwartetes Wunder?

Norbert Bawrey fühlte sich unsagbar gerührt, fand in seiner Aufregung nicht die richtigen Worte und ließ so diese Situation unausgenutzt.

„Jetzt glauben Sie mir?“ kramte er, nach der Fortsetzung des Gesprächs suchend.

„Aber natürlich!“ antwortete Frau Sennery. „Gewissen Gefühlen gegenüber kann man nicht immer unempfindlich bleiben, besonders wenn man sie für aufrichtig erkennt!“

„Also Sie wissen, daß ich Sie seit langem liebe?“ seufzte Bawrey.

„Natürlich!“

„Und das ist ihnen nicht unangenehm?“ fragte tastend der Minister.

„Nein ...!“ warf sie so leise hin, daß es nur das Ohr eines Verliebten vernehmen konnte. Doch als Bawrey, außer sich vor Freude, gerade im Begriff war, ihr seine ganze Liebe zu Füßen zu legen, öffnete sich die Tür und der Staatssekretär trat ein.

„Ich bringe schlechte Nachrichten aus der Kammer!“ verkündete er. „Wir müssen sofort dorthin!“

„Gleich sehe ich zu ihrer Verfügung!“ erwiderte Bawrey, und verabschiedete ihn mit einer ungeduldrigen Handbewegung. Ganz in sein Telefongespräch versunken, hatte er der Mitteilung seines Mitarbeiters keine Beachtung geschenkt.

„Hallo!“ sprach er wieder zu Frau Sennery. „Entschuldigen Sie bitte, wir sind gestört worden. Sie sagten mir Worte, die mich mit unbeschreiblicher Glückseligkeit und Hoffnung erfüllten!“

„Hat denn ein so vielbeschäftigter Minister überhaupt Zeit, an Liebe zu denken?“ fragte wie fliegend die Stimme von weitem.

„Er muß sich die Zeit dazu nehmen!“ antwortete lähn Bawrey. „Die Herzensangelegenheiten allem voran!“

Zum zweitenmal dünnete das Erscheinen des Staatssekretärs die verheißte Verabredung Bawreys ein. „Wir müssen gehen, Sie sind interpelliert worden!“ flüsterte der aufgeregte Staatssekretär.

„Sofort sage ich ihnen, ich komme!“ erwiderte zornig der Minister.

Und ausgeheitert durch das endgültige Verschwinden seines Mitarbeiters lächelte er wieder ins Telephon: „Wovon sprachen wir denn? Sie zweifeln noch an der Aufrichtigkeit meiner Gefühle? Wollen Sie einen Beweis davon? In diesem Augenblick sehe ich meine Position aufs Spiel, nur um länger mit ihnen zu sprechen. Doch wenn ich wirklich gestürzt werden sollte, dürfte ich auch dann auf ihre Gunst rechnen? Blicke mir dann die Aussicht, eines Tages von ihnen geliebt zu werden?“

„Dann würden Sie noch viel mehr Chancen haben!“ erwiderte lyrisch die Dame. „Dachten Sie denn wirklich, daß ich in ihnen nur den Staatsmann schähe? Im Gegenteil, diesen fürchte ich, dieser würde mich nur abstoßen. Jetzt haben Sie auch meine Beweise! Ich hätte Sie sonst nicht angehört. Ich bin eben eine romantische Frau. Ich träume von einer Fahrt mit dem Geliebten in ein unbekanntes Land, beinahe von einer Flucht. Die Empfänge? Die Gesellschaft? Das Repräsentieren? Ach! wie würde mich all das unserer Liebe entfremden!“

Was blieb dem Minister Bawrey übrig, als auch seiner Verachtung gegen Macht, Besitz Geld und andere menschliche Eitelkeiten, Ausdruck zu geben. „Ich fühle, daß ich eines Tages gestürzt werde!“ prophezeite sich selbst der Minister.

„An diesem Tage kommen Sie ruhig zu mir, ich werde Sie trösten!“ schloß Frau Sennery.

Minister Bawrey, ganz hingerissen und noch im Banne dieses unerwarteten Glückes, sank erschöpft in seinen Sessel. Plötzlich fuhr er erschrocken zusammen. Er erblickte die Uhr auf seinem Schreibtisch. Die Kammer! Die Interpellation! Die Warnung des Staatssekretärs! All das überstürzte sich blühtartig in seinem Kopf.

Die Tür ging auf, und der Staatssekretär kam mit tragischer Miene auf ihn zu: „Ich habe ihnen doch gesagt, Sie hätten hingehen müssen!“ meinte er verbittert. „Die Sachen in der Kammer haben eine sehr schlechte Wendung genommen. Jetzt eben hat man mir telephoniert, die Regierung hat keine Mehrheit bekommen. Und Sie ... Sie sind kein Minister mehr!“

Ein Schweigen trat ein. Minister Bawrey, der sich vollkommen beherrschte, stand auf und wieder aufs neue überkam ihn ein Gefühl des Glückes, das ihn ermunterte, ihn Kraft einflößte und ihn mit dem Geschehenen zu versöhnen schien. „Ich weiß, wer mich in meinem Unglück trösten wird“, dachte er und verließ das Zimmer.

Zwanzig Minuten später klingelte er an der Tür von Frau Sennery. „Bitte, melden Sie Herr Bawrey!“ sagte er der Jofe, die ihm die Tür aufmachte.

„Gnädige Frau ist ausgegangen!“ berichtete das Mädchen. „Gnädige Frau hat eben die Nachricht erhalten, daß die Regierung gestürzt und daß der Herr Minister geworden ist. Die gnädige Frau war so glücklich darüber. Ich glaube beinahe, die gnädige Frau hat auch etwas dazu beigetragen, um das Ministerium zu stützen. Doch weiß ich nicht, auf welche Weise sie das fertiggebracht haben könnte!“

„Aber ich ... ich weiß es!“ seufzte Bawrey.

(Autorisierte Übersetzung von E. Stein.)

Zoologische Optik.

Von Professor Dr. Franz Zena.

Die Mannigfaltigkeit der Tieraugen ist ungeheuer, die besondere Anpassung eines jeden immer wieder bewundernswert. Zu den einfacheren gehört das von Nautilus, dem Gehäuseschnecke der Südlsee. Es ist etwa haselnußgroß (übrigens auf einem kurzen Stiel sitzend), hat keine Linse und vorn eine winzige Öffnung. Man nimmt an, daß es wie eine einfache „Camera obscura“ wirkt, die wir uns aus einer Zigarrentüte herstellen, wenn wir in die eine Querwand ein kleines Loch bohren und die andere durch eine Mattscheibe ersetzen: auf dieser erscheint das Bild. Alle Vinsenaugen sind lichtstärker. Dunkelkriecher, wie Eulen, Tiefseefische, haben große Augen, weil sie große Linsen brauchen. Wassertiere, wie alle Fische, besitzen kugelige Linsen (die also nicht die „Linsenform zeigen), weil im Vergleich mit dem Landtierauge die Lichtbrechung an der das Auge nach vorn abschließenden Hornhaut unter Wasser fortfällt und die Linse allein die nötige Brechkraft aufbringen muß. An jedem Fisch auf dem Teller kann man die kugelige Augenlinse leicht herausfinden.

Keine Glaslinse, wie wir sie als Brennglas oder Lupe kennen, sammelt das Licht von einem Punkte wieder genau in einem Punkte; daher ist ein bei weiter Blende aufgenommenes Lichtbild nicht randscharf. Die Augenlinsen mindestens vom Fisch bis zum Menschen erreichen darin viel mehr, indem die Brechkraft oder „optische Dichte“ ihrer Substanz von außen nach innen zunimmt. Diese Linsen sind also aplana-tisch, was die menschliche Präzisionsoptik nur

Durch zusammengepresste Linsen aus zwei verschiedenen Glasarten erreicht.

Vielleicht vor allen tierischen Augen ist unser menschliches durch größte Schärfe ausgezeichnet, entsprechend den feinen Verrichtungen, die das tägliche Leben uns auferlegt. Wir können (eventuell mit Brille) in 30 Zentimeter Entfernung zwei Punkte dann als getrennt unterscheiden, wenn sie rund ein Zehntelmillimeter voneinander entfernt sind; also in 300 Meter solche von 10 Zentimeter Abstand. Es ist möglich, daß manche Vögel daselbe, vielleicht sogar etwas mehr erreichen, besonders Raubvögel, die aus großer Höhe auf kleine Beute herabstürzen. Aber genau hat man das noch nicht festgestellt, die genaue Ermittlung besteht in der Zählung der Sehnervfasern und dem Vergleich mit der menschlichen Zahl unter Berücksichtigung der Bildgröße; man ermittelt also den Grad des Rasters, dagegen können wir sicher abschätzen, daß unzählige Tiere viel weniger scharf sehen, und an gewissen Fischen, von Haien nämlich, ermittelte ich eine Schärfe, für welche zwei unterscheidbare Punkte in 30 Zentimeter Entfernung etwa 2 Millimeter Abstand haben müssen. Den rohen Lebensverrichtungen eines solchen Tieres wird das genügen; es „frißt“ wahllos „alles“, gelegentlich selbst Bergbündel, die es allerdings nicht verflingt, sondern wieder ausspeit.

Besonders durch die Einstellbarkeit auf verschiedene Entfernungen erlangt das Auge erhöhte Ähnlichkeit mit dem photographischen Apparat. Während man an diesem aber den Abstand der Linse von der Platte verändert, dürfte es allgemein bekannt sein, daß im menschlichen Auge die Linsenwölbung, bei unverändert bleibendem Abstand der Linse von der Netzhaut, sich ändert, und zwar zunimmt. Das ruhend auf „Unendlich“ eingestellte Auge erreicht damit seine Naheinstellung. Denselben Mechanismus hat das Säugetier-, Vogel- und Reptilienauge. Die Amphibien- und Fischeaugen dagegen sind der Photokamera noch ähnlicher, da in ihnen wie in ihr die Linse ohne Veränderung ihrer Form verschoben wird. Im Amphibienauge zieht sie sich von der Netzhaut weg, was wieder das ruhend in die Ferne sehende Auge zur Naheinstellung bringt. Umgekehrt rückt in den meisten Fischeaugen die Linse näher an die Netzhaut heran, was das ruhend kurzfristige Auge mehr oder weniger auf Ferne einstellt. Diesen Unterschied gegenüber den Landtieren bringt man einleuchtend damit in Zusammenhang, daß „auf größere Entfernungen auch das klarste Wasser undurchsichtig ist.“ Erst neuerdings weiß man, daß die Haie, Rochen und Tintenfische die Linse wiederum so wie die Amphibien verschieben, und meint dazu, daß der Beute sich nähernde Auge holt von der richtigen Seite her aus.

Die Blende des menschlichen Auges ist die Iris oder Regenbogenhaut. Die Pupille des Löwen kann nadelstichfein werden, die der Maus ebenso. Bei der Hauskatze und dem Fuchs dagegen zieht sich der „Augenstern“ zu einem senkrechten oder (Fuchs) schrägen Spalt zusammen. Was wird damit erreicht? Wegen der Wölbung jeder Iris in den Tieraugen wird bei Verkleinerung der Pupille das Gesichtsfeld kleiner; die spaltförmige Pupille bewahrt also dem Gesichtsfeld seine volle Ausdehnung in der dem Tier wesentlichsten Richtung. Der „Kahenhai“ geht noch einen Schritt weiter: auch seine Pupille wird zu einem schrägen Spalt und verschließt sich endlich bis auf eine winzige vordere und hintere Einzelpupille, die offen bleiben. Leicht macht man sich klar, daß dann auch durch diese Doppelpupille ein einheitliches Bild gesehen wird.

Es gibt ferner Tieraugen mit vielfacher Linse und doch einheitlichem Bilde. Stellen wir zwei Glaslinsen nebeneinander auf, so entwirft ein leuchtender Körper durch jede ein Bild von sich. Wir müßten jede Linse durch eine Säule aneinander gereihter Linsen ersetzen; dann könnten die Lichtstrahlen so stark gebrochen werden, daß die von den zwei Linsensäulen entworfenen Bilder zusammenfielen. Im Fasettenauge mancher Insekten und Krebsle hat jede „Fazette“ (jedes Einzelaug) gewissermaßen einen solchen Linsenzylinder, nämlich einen geschloßförmigen sogenannten „Kristallkörper“, dessen optische Dichte von außen nach innen zunimmt und der die besagte Lichtbrechung erreicht. So wird dieses vielfache Auge in seiner Wirkung einheitlich.

Optische Apparate anderer Art sind im Tierreich die Leuchtorgane, gewissermaßen Laternen oder Scheinwerfer. Abblendvorrichtungen, Linsen und Reflektoren fehlen ihnen oft nicht. Doch begreiflicherweise brauchen die Leuchtorgane nicht in dem Maße Präzisionsapparate zu sein wie viele Augen.

Faschingsgeschichten.

Von Wilhelm v. Hebra.

Das Kostüm.

Auf einem Ball in einer schottischen Stadt sollten alle Gäste kostümiert erscheinen, als Personen aus Walter Scotts Romanen.

Ein Herr aber kam im allmodernsten Grad. Als der Arrangeur ihn zur Rede stellte, fragte der Herr:

„Haben Sie Scotts Romane gelesen?“

„Ja. Alle.“

„Erinnern Sie sich dessen, daß er oft den „freundlichen Leser“ apostrophiert?“

„Ja. Und?“

„Und wissen Sie von Scotts großem Selbstbewußtsein?“

„Ja. Und?“

„Und war er Ihrer Meinung nach davon überzeugt, daß er noch nach mehr als hundert Jahren gelesen wird?“

„Ja. Und?“

„Und — ich bin eben der „freundliche Leser“ im Kostüm der Zeit um 1930.“

Kleidervorschrift.

Peter Altenberg wollte einen vornehmen öffentlichen Ball besuchen. Als Peter in der Garderobe seinen Mantel ablegt, wird ihm gesagt: „Herrn im Salko ist der Eintritt nicht gestattet.“

Peter zieht seinen Salko aus und fragt: „Kann ich jetzt hinein?“

„Nein.“

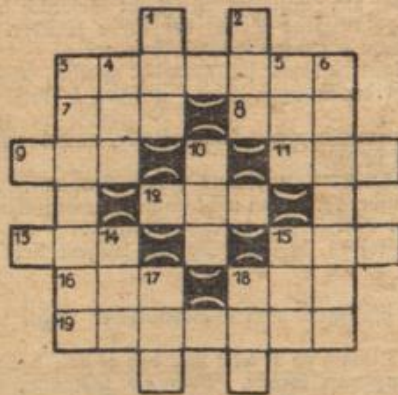
„Nein? Was soll ich denn noch ausziehen?“

Ashermittwoch.

Der Türke Mehmed Ali Hof-Pascha, von 1655 bis 1667 Gesandter des Sultans in Paris, schrieb in einem nach Karnevals Ende abgefaßten Brief:

„Die Franzosen werden jahraus, jahrein während des Winters verrückt. Die Verrücktheit steigert sich bis zu einem bestimmten Termin, an dem nirgends mehr Vernunft zu sehen ist und es als Ehrensache gilt, ohne Vernunft zu sein. Dann, plötzlich, an einem besonderen Tage, streichen sie ein graues Puder auf die Stirn, und mit einem Mal kehrt die Vernunft zurück.“

Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 3. Kampfsportbahn. 7. Griechische Göttin der Morgenröte. 8. Wie 5. senkrecht. 9. Nebenfluß der Donau. 11. Geographische Bezeichnung. 12. Hauptstadt des württembergischen Donaufreises. 13. Name der weltberühmten „schwebenden Jungfrau“. 15. Kindlicher Rufname für Großvater. 16. Steigerungswort. 18. Papiename. 19. Vor- und Zuname eines berühmten Operettenkomponisten (gest.). — Senkrecht: 1. Deutscher Artikel. 2. Kurzname einer südamerikanischen Hauptstadt. 3. Französische Kolonie. 4. Erdart. 5. Protestierender Ausruf. 6. Nördlichster Punkt der Erde. 10. Prophet. 14. Englisches Bier. 15. Erdprodukt. 17. Hilferuf in Seenot. 18. Nicht warm.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 12: Waagerecht: 1. Prost. 3. Samos. 5. Ella. 6. Bellagra. 10. All. 11. Eis. 12. Lori. 14. Otto. 16. Et. 17. Nr. 20. Kork. 22. Anis. 23. Kar. 25. Rio. 26. Epigramm. 27. Sold. 28. Elias. 29. Ideal. — Senkrecht: 1. Pudel. 2. Tell. 3. Sage. 4. Salto. 6. Parterre. 7. Eli. 8. Rio. 9. Astronom. 13. De. 15. Tr. 18. Alazie. 19. Astral. 21. Kap. 24. Riß. 25. Rabi.